

Beate Ferchländer wurde 1961 in Scheibbs, Niederösterreich, geboren. Als Lehrerin verschlug es sie ins Weinviertel, wo sie bis heute mit ihrem Mann und dem Bio-Kater Tofu lebt. Da sich dort die spannenden Fragen ausschließlich um den Wein drehen, produziert sie seit einiger Zeit Leichen, die sie von biedereren Heldinnen entsorgen lässt.

BEATE FERCHLÄNDER

Das Zimtschnecken- fiasko

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Werner, den tolerantesten aller Ehemänner

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Gortincoiel/photocase.de
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Uta Rupprecht
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2017
ISBN 978-3-7408-0172-4
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Verlagsagentur Lianne Kolf, München.

Prolog

Ich habe kein Gesicht. Wenn ich am Morgen in den Spiegel schaue, sehe ich ein verschwommenes Etwas mit Höhlen und Furchen. Dann nehme ich die Malwerkzeuge zur Hand und zeichne Konturen, bis mich eine Fratze ansieht, die mich an jemanden von früher erinnert. Ich will mit dieser Person nichts zu tun haben, muss mich aber dennoch um sie kümmern. Also gebe ich ihr zu essen und zu trinken. Das tue ich ganz automatisch und ohne Empathie.

Erst wenn ich meinen Hut aufgesetzt und die Grabesstille des großen Hauses hinter mir gelassen habe, beginnt das Blut in meinen Adern zu zirkulieren. Ich hole den Kalender aus dem Handschuhfach meines Geländewagens und gehe die Liste derer durch, die ich heute fertigmachen werde. Ein Lächeln huscht über mein Gesicht, das ich nun im Rückspiegel wiedererkenne.

Weihnachtsfeiern und andere Probleme

Hand aufs Herz! Haben Sie schon einmal davon geträumt, Ihren Vorgesetzten umzubringen? Ich kann Ihnen nur raten: Tun Sie's nicht! Lassen Sie bloß die Finger davon! Denken Sie nicht einmal daran! Aus eigener Erfahrung kann ich Ihnen versichern, es bringt keine Erleichterung, wenn man die Leiche dieser Person vor sich liegen sieht, so sehr man sich dies zuvor auch gewünscht haben mag.

In meinem Fall war es eine Schulinspektorin, die mir da tot zu Füßen lag. Mit der Zehenspitze versuchte ich vorsichtig, ihren Kopf umzudrehen. Würde ich dem Teufel ins Auge blicken? Ich konnte es nicht fassen, dass sie wirklich nicht mehr lebte. Was hatte ich getan? Meine Schuldgefühle verflogen jedoch schnell, denn selbst im Tod war sie noch gehässig. Sie grinste diabolisch und blutete meine nagelneuen veganen Converse-Sneaker voll. Erschrocken trat ich ein Stück zurück. Die krieg ich nie wieder sauber, dachte ich unwillkürlich, doch sogleich traf mich wie ein mörderisches Geschoss die Erkenntnis, dass jetzt nicht nur meine Schuhe im Eimer, sondern auch Hunderte meiner Fingerabdrücke in einem Umkreis von einigen Metern hübsch gleichmäßig verteilt waren. Von den verwertbaren Genspuren an den Teetassen und der dubiosen Füllung in den Zimtschnecken ganz zu schweigen. Sie können sich meine Panik vorstellen. Die Gewissheit, dass mir diese Person als Tote noch viel mehr Schwierigkeiten bereiten würde als zu ihren Lebzeiten, ließ mich hyperventilieren. Nein, verbessert hatte sich meine Situation dadurch mitnichten. Bald würde ich noch ganz andere Inspektoren am Hals haben!

Schon bei ihrem ersten Auftritt an unserer Schule war ihr ein seltenes Kunststück gelungen, nämlich, den Lehrkörper zu einen. Was sich zunächst vielleicht positiv und nach außergewöhnlichen Führungsqualitäten anhören mag, war allein ihrem narzisstischen Gehabe zuzuschreiben. Sie schaffte es tatsächlich, ausnahmslos alle gegen sich einzunehmen, indem sie uns die Weihnachtsfeier versaute.

Dabei hätte sie dort eigentlich gar nichts zu suchen gehabt.

Aber was sollte man machen, wenn man einen Direktor hatte, der meinte, er könnte sich einen Teil der Ausgaben für seine Hofratsfeier sparen.

Kurz vor Weihnachten war er mit stolzgeschwellter Brust vor uns hingetreten und hatte verkündet: »Liebe Kollegen!« – wie immer vergaß er absichtlich auf die »Innen«, obwohl wir zwei Drittel des Lehrkörpers ausmachen – »Ich darf euch heute gleich zwei wunderbare Mitteilungen machen.« Pathetisch ließ er seinen Blick durchs Lehrerzimmer schweifen, um sicherzustellen, dass auch wirklich alle die Frohbotschaft vernehmen würden. Es dauerte eine Weile, bis das Geraschel und Gemurmel ein Ende fand, dann fuhr er fort: »Erstens haben wir endlich eine neue Anstaltsreferentin. Es ist Magister Vladtka Hartmanová, die neue Schulinspektorin für lebende Fremdsprachen und Geografie ...«

Das Getuschel setzte sogleich wieder ein, niemand empfand diese Mitteilung als »wunderbar«. Zum einen kam die Besetzung nicht überraschend. Posten im Landesschulrat werden nun mal nicht im Konklave ermittelt, es gibt immer informierte Kreise, die nicht nur wissen, wer sich bewerben wird, sondern auch, wer die besten Chancen hat – und das zumeist noch, bevor ein Posten überhaupt vakant wird. Zum anderen eilte der Hartmanová nicht gerade der Ruf voraus, besonders sympathisch oder kompetent zu sein.

»Na super, da dürfen wir uns ja auf einiges gefasst machen«, raunte mir Lore zu.

»Sch!«, zischte ich zurück. »Keine Vorurteile, Kollegin, wir wollen der Neuen doch eine Chance geben!« Außerdem war ich neugierig, was unser Herr Direktor noch so Dringendes mitteilen wollte, dass er dafür eigens aus seinem Reich zu uns herabgestiegen war. Das ist natürlich nur symbolisch gemeint, denn das Lehrerzimmer und seine Kanzlei sind nicht nur im selben Stockwerk, sondern auch über die Kaffeeküche miteinander verbunden, aber er vermittelte uns manchmal den Eindruck, dass es für ihn einen gewissen sozialen Abstieg bedeutete, wenn er sich unters gemeine Lehrervolk mischte.

»Und zweitens«, erhob er ungeduldig seine Basstimme, »habe ich mir erlaubt, die Frau Inspektor und ein paar ihrer Kollegen zur diesjährigen Weihnachtsfeier einzuladen.«

Augenblicklich herrschte Grabesstille. Betretene Blicke wurden ausgetauscht. Unsere Weihnachtsfeier war uns heilig. Jetzt nicht unbedingt im religiösen Sinn, aber es war eine der wenigen Gelegenheiten, wo wir uns abseits des üblichen Schulstresses zusammensetzen und das Kalenderjahr gemütlich ausklingen lassen konnten. Jeder trug etwas dazu bei, die Musiker studierten ein paar Lieder ein, Deutschlehrer lasen Andächtiges vor, der Rest kümmerte sich ums leibliche Wohl. Weihnachtsgebäck, Wein, Punsch, Aufstriche. Man kam sich näher. Auch ich hatte mir Wolfram letztlich bei so einer Weihnachtsfeier gekapert, aber das ist eine andere Geschichte.

Bevor noch jemand die im Raum schwebende Frage stellen konnte, was zum Teufel er sich dabei gedacht habe, erklärte der Direktor: »Ich werde nämlich zum Hofrat ernannt, und diese Freude möchte ich mit euch teilen!«

Wir applaudierten brav und verhalten – und etwas voreilig –, denn, wie sich kurz darauf herausstellte, wollte er nicht nur die Freude mit uns teilen, sondern auch die Finanzierung. Irrtümlich hatten wir zunächst angenommen, er würde uns anlässlich seiner Ernennung in ein Lokal einladen oder ein Catering organisieren, aber er bereinigte dieses Missverständnis umgehend: »Ich darf daher für die diesjährige Feier sämtliche Getränke übernehmen!« Sprach's und verschwand in sein Büro.

»So ein Geizkragen«, schimpfte Lore. »Man müsste die Feier ja direkt boykottieren!«

»Das kannst du doch nicht machen!«, entrüstete sich Klaudia, die wieder einmal nicht verstand, dass Lore diese Bemerkung sarkastisch gemeint hatte. Aber Klaudia kapierte sowieso nichts, die hatte seit ihrer Lehramtsprüfung wohl kein Buch mehr freiwillig in die Hand genommen. Zumindest nicht, um es zu lesen, höchstens, um es abzustauben.

Lucy stieß mich in die Seite. »Dann müssen wir heuer eben so viel trinken wie nur möglich.«

»Das ist eine Ansage!«, rief Günther, der auch ohne jemanden schädigen zu wollen bei jeder Weihnachtsfeier dem Alkohol im Übermaß zusprach. Ich bin ja selbst einem Gläschen ab und zu nicht abgeneigt, vor allem, wenn es einen Anlass gibt, aber es wäre mir nie im Leben eingefallen, so viel zu trinken, dass ich mich nicht mehr im Griff hatte.

Heiner war zum Computer gesprintet, hatte wie wild in die Tastatur gehauen und, als Vladtka Hartmanová's Bildnis auf dem Flatscreen erschien, »Sie ist es!« gerufen.

»Was hat er denn?«, fragte Lore, ohne sich umzudrehen.

»Kennst du sie etwa?«, wollte Lucy wissen.

»Nicht persönlich«, murmelte Heiner, der noch blasser geworden war als ohnehin schon, »aber ich hab schon allerhand über sie in Erfahrung gebracht.« Mehr ließ er sich nicht entlocken. Außerdem hatte die Glocke zur Stunde bereits geschrillt. Während die meisten keine Hektik aufkommen ließen, schnappte ich mir meine Tasche und machte mich zu meiner Klasse auf. Wenn ich fünfzig Minuten bezahlt bekomme, will ich auch fünfzig Minuten dafür arbeiten und nicht fünfundvierzig, das bin ich den Kindern schuldig. Schließlich können sie nur dann ein ordentliches Pflichtbewusstsein entwickeln, wenn man es ihnen auch vorlebt.

Wir mussten die Weihnachtsfeier dann natürlich adaptieren. Das Andächtige wurde gestrichen, zur musikalischen Umrahmung nötigte man Schülerensembles, zu streichen und zu flöten. Gerüchten nach erhielten sie vom Direktor als Dank jeweils einen hübschen Kugelschreiber geschenkt. Zum Ausgleich sollten wir uns bei der Tischdekoration ordentlich ins Zeug legen. Die Sekretärin durfte dafür tief in die Schulkasse greifen. Im Endeffekt mussten wir zugeben, dass alles wirklich sehr hübsch geworden war, und es kam auch so etwas wie weihnachtliche Stimmung auf, die allerdings im offiziellen Teil der Hofratsverleihung deutlich strapaziert wurde.

Wie befürchtet, waren eine Menge Leute gekommen, die wir nur vom Hörensagen kannten und auf die wir Lehrer auch gut und gerne hätten verzichten können. Als Dank für die Einladung sahen sich leider alle bemüßigt, dem »lieben Wilfried« wortreich zu huldigen. Im Prinzip sagte jeder Redner das Gleiche, wie wichtig solch ein Titel doch sei und wie verdienstvoll der zukünftige Träger desselben. Was für Verdienste das sein sollten, enthielt man uns allerdings vor. Wir waren schon einigermaßen zermürbt, als Wilfried Vladtka Hartmanová, Assessorin AFQM, was immer das bedeuten mochte, als offizielle Vertreterin des Landesschulrates zum Rednerpult bat.

Lautstark stetzte sie in ihren hochhackigen Schuhen über den Parkettboden bis zum Rednerpult. Glonck – glinck, glonck – glinck, glonck – glinck. Dicht gefolgt von einem niedlichen Chihuahua, der das gleiche Halstuch trug wie sein Frauchen.

»Sitz, Igor!«, sagte sie ins Mikrofon und lachte liebevoll. Sie meinte wohl, wir würden uns alle auf der Stelle in die kleine Ratte verlieben.

Hinter dem Rednerpult fand ihre imposante Erscheinung kaum genug Platz. Wir mussten ihr aber trotz der Leibesfülle eine gewisse Eleganz zugestehen, wenn wir auch ihren Geschmack nicht guthießen. Vom Alter her schätzten wir sie auf mindestens Mitte fünfzig, das konnte auch der blondierte Pagenkopf nicht kaschieren. Seltsam mutete der schwarze Strohhut mitten im Winter an. Ihr rotes Designer-Kostüm und der schwarz-goldene Schal, der ihre doch in die Jahre gekommene Oberhalbsparte verhüllte, deuteten aber eindeutig auf oberpreisige Markenlabels. Die Perlenkette tat ein Übriges. Wir nahmen uns damals vor, zu googeln, welches Beamtschema einem Inspektorinnengehalt wohl zugrunde liegen mochte; natürlich haben wir es nicht gefunden.

Zugegeben, niemand hörte ihrer Rede zu. Wie nicht anders zu erwarten, bestand auch diese aus Clustern und brachte nichts Neues. Außerdem machte es Vladtkas slawischer Akzent nicht einfacher, ihren Worten zu folgen. Zu allem Überfluss kläffte das Hündchen unentwegt, was selbst das kollektive Magenknurren der Kollegenschaft übertönte.

Endlich war die Lobhudelei zu Ende, und alle stürzten zum Buffet. Das heißt, zunächst natürlich die wichtigen und gewichtigen Personen. Wir hatten, ehrlich gesagt, Angst, dass für uns Normallehrer nichts mehr übrig bleiben würde, so verhungert machten sich die Ehrengäste über Lachs und Aufschnittplatte her. Hartmanová war eine besonders fleißige Schauflerin. An ihrem Teller hätte man eine Pisa-Studie durchführen können, es grenzte an ein Wunder, dass sie den Turm heil bis zu ihrem Platz brachte.

Nach Kaffee und Kuchen verabschiedeten sich die Ehrengäste – bis auf Hartmanová. Sie fände es so »gämütlich« bei uns, als Anstaltsreferentin wolle sie noch ein wenig bleiben. »Gämütlich« fand sie augenscheinlich besonders das Kuchenbuffet. Allein von

meinen hausgemachten Zimtschnecken, die ich alle Jahre zum Fest beisteuerte, verdrückte sie mindestens vier gleich vor Ort.

Zugegeben, und ohne mich über Gebühr loben zu wollen, meine Schnecken sind wirklich eine Wucht, das einzige Zuckergebäck, bei dem auch ich ab und zu schwach werde. Das Rezept stammt von meiner Großmutter, die zu ihren Lebzeiten wegen ihrer hohen Backkunst gerne als Hochzeitsbäckerin engagiert worden war. Dem Rezept dieser besonderen Schnecken liegt nicht, wie üblich, ein Hefe- oder Blätterteig zugrunde, sondern ein buttriger Mürbteig. In die Fülle ließ Oma nur Zucker, Zimt und in Rum getränkte Rosinen. Obendrauf kam entweder eine Rum- oder, für die Kinder, eine Zitronenglasur. Die Hochzeitsbäckerinnen wetteiferten damals ja, wer die hübschesten und kleinsten Gebäckstücke zustande brachte. Laut meinem Vater konnte keine meiner Oma das Wasser reichen.

Ganz so klein und niedlich wie Omas berühmte Schnecken waren meine zwar nicht, geschmacklich standen sie ihnen allerdings um nichts nach. Vladtkas Entzückungskundgebungen bestätigten dies. »Das sind die bästen Schnäcken, die ich jä gegässän habä!«, rief sie.

Wolfram, dieser Schleimer, bot unvorsichtigerweise an, ihr welche einzupacken. Und, was soll ich sagen, sie nahm an! Ich schoss meinem Mann tadelnde Blicke zu, die Frau Inspektorin hingegen schenkte ihm ein huldvolles Lächeln.

Lucy wollte sich schnell noch eine Rumschnecke stibitzen, als Wolfram schon mit einer Pappschachtel zurückkam. »Ich hol mir schnell noch eine, bevor die restlichen Köstlichkeiten auch noch in ihr Doppelkinn wandern!«, raunte sie Heiner zu, der ihr die ganze Feier lang nicht von der Seite gewichen war.

Gerade als Wolfram Vladtka die Schachtel in die Hand drücken wollte, zwängte sich Lucy zwischen die beiden. Und da passierte das Missgeschick: Durch die Drängelei stieß Lucy Vladtka die Kuchenschachtel aus der Hand, und meine leckeren Zimtschnecken gingen zu Boden. Der kleine Igor machte sich sogleich erfreut über die Brösel her.

Vladtkas Gesicht hingegen verfärbte sich stufenlos von Weiß über Pink bis Puterrot. Dann schrie sie: »Sie impärtinäntä Pärson! Das habän Sie absichtlich gämacht!«

Schließlich versagte ihr die Stimme, sie schnaubte nur noch. Alle Gespräche im Saal verstummten, und siebzig Paar Lehreraugen richteten sich mehr gespannt als mitleidig auf die Inspektorin. Endlich hatte sie die Aufmerksamkeit, die ihr bei ihrer Rede versagt geblieben war.

Lucy warf mir einen erschrockenen Blick zu, aber niemand, nicht einmal Heiner, beachtete sie. Wir standen alle im Bann des ungewöhnlichen Spektakels.

Vladtkas Keuchen erfüllte inzwischen den ganzen Festsaal. Hektisch nestelte sie ein Spray aus ihrer Handtasche und inhalierte ein paar Mal kräftig, wobei sie das halbe Kuchenbuffet unbrauchbar machte.

Wilfried eilte ihr zu Hilfe, und Wolfram holte einen Stuhl. Als sie sich halbwegs beruhigt hatte, keuchte sie: »Jemand muss mich nach Hause bringän. In däm Zustand kann ich nicht sälbär fahrän.«

»Ich auch nicht«, nuschelte Günther und prostete sich selbst zu.

Zunächst meldete sich niemand, woraufhin Vladtkas Gesichtsfarbe wieder eine gefährliche Röte annahm. Wir schätzten eine Sechs auf einer zehnteiligen Skala.

»Ich mach es!«, erbarmte sich Lucy schließlich. »Immerhin bin ich schuld. Kommen Sie!«

»Das kommt gar nicht in Frage!«, warf Wolfram ein. »Zwei Frauen allein in der Finsternis!« Ich war stolz auf meinen ritterlichen Gatten.

»Dann machen wir es eben gemeinsam«, schlug Lucy vor. »Du fährst mit dem Auto der Frau Inspektorin, ich fahre euch hinterher und nehme dich dann mit zurück.«

Damit war der verbleibende Abend gerettet – zumindest für den Rest der Belegschaft –, und es wurde wirklich noch »gämütlich«. Wilfried, der frischgebackene Hofrat, fuhr nach Hause, wurde allerdings genötigt, seinen Wein dazulassen. Natürlich nahmen wir nun alle Honoratioren ordentlich aufs Korn, insbesondere Vladtka. Jetzt, wo sie weg war, hatte sie doch viel von ihrer angsteinflößenden Art eingeübt.

Fehlende Tiefe

Es war nicht die Weihnachtsfeier, die Vladtka ein paar Monate später veranlasste, entgegen allen Regeln unangekündigt bei uns aufzutauchen, aber das wusste ich damals noch nicht. Wahrscheinlich hätte es auch nichts am folgenden Geschehen geändert, denn ich war gerade so sehr mit einem völlig anders gearteten Problem beschäftigt, dass ich die wahren Zusammenhänge erst viel zu spät begriff.

Seit Wochen wartete ich schon auf eine Rückmeldung des Verlages, bei dem ich mein Krimimanuskript eingereicht hatte. In meinem Schreibratgeber stand, man sollte in so einem Fall am besten nach einer Weile telefonisch nachfragen, ob das Material auch tatsächlich eingetroffen und vielleicht sogar schon geprüft worden sei. Andernfalls könne man gleich in kompetenter Manier vortragen, worum es sich bei diesem außergewöhnlichen Werk handelte. Der Lektor – oder die Lektorin – würde beeindruckt sein von einer derartigen Professionalität, und dann wäre es bis zum gedruckten Buch nur noch eine Formsache. Alles Quatsch!

»Liebe Frau Klein-Bartel«, sagte der Lektor – seinen Namen hab ich schon verdrängt –, »ich muss Ihnen zugutehalten, dass Sie schreiben können, aber Ihrer Geschichte fehlt die Tiefe.«

»Was genau meinen Sie damit?«, stotterte ich. Ich kam mir reichlich unbedarft vor, weil ich so etwas offensichtlich Primitives nicht wusste, aber ich *musste* es wissen, damit ich meinem Manuskript die fehlende Tiefe verpassen konnte.

»Na ja, Sie haben ja brav recherchiert, aber halt nur sehr theoretisch. Man sieht dem Manuskript deutlich an, dass Sie von wirklicher Polizeiarbeit keine Ahnung haben. Sehen Sie, Sie beschreiben da in Ihrer Eingangsszene so eine wilde Verfolgungsjagd. Das haben Sie doch aus dem Fernsehen. Waren Sie denn schon einmal bei einem Polizeieinsatz dabei? Oder dieses Verhör. Das funktioniert so aber wirklich gar nicht.«

»Natürlich nicht, Sie etwa?«, erwiderte ich zornig.

»Ob ich funktioniere? Was soll die Frage!«

Freilich hatte ich nicht andeuten wollen, dass er in irgendeiner

Weise nicht funktionstüchtig wäre, ich kannte ihn ja gar nicht persönlich. Ich wollte bloß meinem Zweifel Ausdruck verleihen, dass er schon einmal auf Streife mitgefahren war und folglich genauso wenig Ahnung von »authentischer Polizeiarbeit« hatte wie ich.

»Verzeihung. So hab ich das nicht gemeint. Es ging um das mit dem Polizeieinsatz und dass Sie vermutlich selber auch noch nie auf Streife gewesen sind«, stammelte ich.

»Hören Sie, so kommen wir nicht weiter«, schnaufte er in sein vermutlich überteuertes Smartphone. »Falls Sie eine authentische Geschichte haben, dann melden Sie sich wieder. Außerdem, wenn ich Ihnen noch einen kleinen Tipp geben dürfte: Legen Sie sich ein ordentliches Pseudonym zu. Minerva können Sie höchstens heißen, wenn Sie historische Romane schreiben, und Klein-Bartel ist einfach lächerlich.«

»Erlauben Sie mal! Bartel hieß ich mit ledigem Namen, und Klein heißt mein Mann, was ist daran lächerlich?«

»Sie sind Lehrerin von Beruf, nicht wahr?«

»Was hat das jetzt wieder mit meinem Namen zu tun?«

»Gar nichts, aber durchaus damit, dass Sie anscheinend keine Ratschläge nötig haben. Wenn Sie diese Eigenschaft einmal abgelegt haben, dann wird es vielleicht etwas mit dem Autorendasein. Und nun halten Sie mich bitte nicht weiter von meiner Arbeit ab. Auf Wiederhören, Frau Klein-Bartel!«

Was für ein impertinenter Kerl! Bestimmt so ein Schulabbrecher. Ich steckte mein Handy ein, schnappte mir meine Sachen und spurtete wütend die Treppe hinauf. Stiegensteigen ist in puncto Herz-Kreislauf-Training und Stressabbau ja bekanntlich allererste Sahne. Der Gurt meiner Lederschultasche drückte schwer auf meine rechte Schulter. In meinen beiden Händen baumelten Jutesäcke mit je fünfundzwanzig DIN-A4-Hausübungsheften und schlugen mir abwechselnd auf die Oberschenkel. Endlich hatte ich – schon etwas außer Atem – das Lehrerzimmer erreicht. Mit dem linken Ellbogen drückte ich die Klinke nach unten, wuchtete meine Taschen hinein und knallte die Tür mit dem Fuß hinter mir zu. Leider hatte ich vor Wut völlig vergessen, dass ich nicht zu Hause war. Die Lehrerzimmertür war ja so manchen Fußtritt gewohnt, allerdings nicht

von mir. Deshalb erntete ich erstaunte Blicke, selbstredend nicht von der Tür, sondern von den Kolleginnen, die sich gerade im Raum befanden.

»Na, was ist denn dir über die Leber gelaufen?«, fragte Lore, ohne ihre Korrekturarbeit zu unterbrechen. Ich habe einmal gelesen, dass es Leute gibt, die mit jedem Auge separat lesen können und daher mindestens das doppelte Lesepensum schaffen. Ich glaube, Lore gehört zu diesen Menschen. Mit einem Auge korrigiert sie, mit dem anderen nimmt sie ihre Umgebung wahr.

»Ach, nichts«, murmelte ich.

Heiner saß wie üblich am Lehrercomputer und spielte Solitär. Er hatte das Interesse an mir sofort verloren, als Lucy aufstand und »Kaffee?« fragte.

»Soll ich dir einen machen, Lucy?«, bot er übereifrig an.

»Bleib ruhig sitzen, Heiner«, flötete sie ihm zu. »Das Angebot galt Minnerl. Ich mache *ihr* Kaffee.«

»Ach so«, sagte er enttäuscht und spielte weiter, während Lucy und ich uns in die Kaffeeküche zurückzogen.

»Und jetzt sag schon, was hat dich denn aus deiner üblichen Ruhe gebracht? Doch nicht Wolfram?« Lucy zog sorgsam die Tür hinter sich zu.

»I wo«, erwiderte ich entrüstet. Wolfram und ich führten eine vorbildliche Ehe. Bei uns wurde alles sachlich ausdiskutiert, es gab keine schwelenden Konflikte.

Ich erzählte Lucy von dem unverschämten Verlagsmenschen. Sie war eine meiner Testleserinnen gewesen, die mich dazu gedrängt hatten, die Geschichte zu veröffentlichen.

»Du darfst dich von so einem Ignoranten nicht entmutigen lassen«, schimpfte Lucy. »Der hat anscheinend null Ahnung, was Leserwünsche angeht. Kein Mensch will etwas über echte polizeiliche Kleinarbeit lesen, das ist doch völlig uninteressant!«

»Ich glaube, darum geht es nicht«, wandte ich ein. »Wenigstens die Verhöre oder eben besagte Einsätze sollten so geschrieben sein, dass sie zumindest möglich wären. Dieser Lektoratsmensch hat dem Text wohl leider sofort angesehen, dass alles erfunden ist. Ich werde meinen schönen Schwedenofen mit dem Manuskript füttern«, seufzte ich, »damit wenigstens dem umweltfreundlichen Recycling-Papier eine gewisse Wertschöpfung zukommt!«

Lucy schlug sich mit der Hand an die Stirn. »Bist du wahnsinnig! So viel Arbeit! Ich hab die Geschichte spannend gefunden.«

»Und was soll ich deiner Meinung nach damit machen?« Selfpublishing kam für mich nicht in Frage. Viel zu aufwendig neben der Schule. Das Schreiben allein nahm schon so viel Zeit in Anspruch.

»Hm«, überlegte Lucy, während sie sich in die Höhe reckte, um in den Untiefen des Oberschranks nach Kaffeekapseln zu suchen. Ihr hautenges Miniröckchen verrutschte dabei leicht und entblöbte einen kleinen Teil ihres formvollendeten Pos, der nicht – so wie meiner – in einem ordentlichen Slip Halt finden durfte, sondern lediglich von ein paar roten Schnürchen umgarnt wurde. Gut, dass keine Herren anwesend waren! Ich würde niemals so einen Tanga tragen. Nicht, weil ich es mir figürlich nicht leisten konnte, sondern weil ich finde, man sollte die Männer nicht unnötig provozieren. Abgesehen davon muss so ein Schnurslip doch ordentlich zwischen den Backen zwicken! Gottlob brauche ich so etwas auch gar nicht, ich bevorzuge – im Gegensatz zu Lucy – ohnehin klassische Kleidung. Jeans und Blusen aus organisch und ethisch einwandfreier Produktion, damit kann man gar nichts falsch machen. Ein ordentlicher Baumwollslip zeichnet sich dann auch nirgends ab.

»Und man kann die Geschichte gar nicht mehr retten?« Lucy zupfte sich ihr Röckchen wieder zurecht. »Ristretto oder Volluto?«

»Volluto, what else!«, sagte ich. »Und nein, kann man nicht. Unauthentisch ist unauthentisch.«

»Vielleicht nimmt dich die Polizei wirklich einmal zu einem Einsatz mit, wenn du darum bittest? Das könnte doch auch sehr inspirierend sein.«

»Die werden ausgerechnet auf mich warten! Ich wäre doch nur im Weg.«

»Oder du lässt die Polizei aus dem Spiel und überträgst die Ermittlungen einem Privatdetektiv?«

»Das ändert genau gar nichts, von dieser Arbeit habe ich ebenso wenig Ahnung. Ich müsste schon selbst einmal jemanden beschatten, damit ich das authentisch hinkriege.« Ich ließ mich deprimiert in den alten Ikea-Wippstuhl fallen, der trotz meines Leichtgewichts bedrohlich zu schwingen begann.

»Jetzt hör aber auf!«, schimpfte Lucy. »Da müsste doch jeder Krimiautor seinen Mord persönlich begehen. Anschließend müsste er gegen sich selbst ermitteln, vorzugsweise im eigenen Umfeld, damit er sich in das Opfer oder die Hinterbliebenen besser einfühlen kann!«

Der Ikea-Poäng hatte sich endlich beruhigt und wippte nur noch sachte, während jetzt Lucy Dampf ablassen musste. Sie drückte die Kaffeekapsel in die Maschine und knallte den Hebel auf das Gerät, dass es erzitterte. Als die Kaffeemaschine fertig gebrummt hatte, sah sie mich prüfend an. »Muss es denn unbedingt eine Kriminalgeschichte sein? Warum schreibst du nicht einen Fantasyroman oder so einen Vampir-Liebesschinken? Ich liebe so was! Erstens kannst du dann alles erfinden und niemand wird sich daran stoßen, und zweitens verkaufen sich diese Bücher wie die warmen Semmeln.«

»Um Gottes willen, nur das nicht!«, rief ich. »Keine Elben und Trolle, bitte. Und schon gar keine Untoten!«

Ich teilte Lucys Faible für das Phantastische nicht. Für mich zählten Fakten, am besten streng wissenschaftlich untermauert oder zumindest durch empirische Untersuchungen belegt. Aber diesbezüglich waren wir eben grundverschieden. Ich war immer schon eine Anhängerin des Realismus gewesen, während Lucy sehr empfänglich für das Übernatürliche war. In ihren Bücherregalen wimmelte es nur so von Außerirdischen, Vampiren, Werwölfen und anderen mystischen Figuren. Sie war eben doch einige Jahre jünger als ich.

»Nimm erst mal einen Schluck!« Lucy reichte mir meine Queen Elizabeth mit dem dampfenden Espresso. Die Tasse war zwar schon an einigen Stellen etwas ausgeschlagen, ich liebte sie trotzdem. Bei den Royals waren wir zwei Anglistinnen uns einig, ohne sie würde Großbritannien untergehen!

Das Koffein tat seine Wirkung, und ich entspannte mich langsam. Poäng schaukelte mich sanft.

»Jetzt noch was Süßes für die Nerven«, seufzte Lucy und stöberte in den Nasch-Schubladen nach Brauchbarem.

»Alles weg!«, rief sie enttäuscht. »Anscheinend sind auch andere Kolleginnen hier frustriert.«

Das war wohl wahr. Würde man die Frustrationsrate eines

Berufsstandes anhand der verdrückten Süßigkeiten messen, dann würden wir Lehrer wahrscheinlich die Rangliste anführen.

Ich persönlich stolperte ja nur noch äußerst selten in die Zuckerfalle, raffinierter Zucker ist für mich seit Jahren tabu. Im besten Fall kommt mir neben Stevia vielleicht Honig oder Ahornsirup in den charmanten Darm, diese Süßstoffe haben wenigstens auch Vitamine zu bieten. Nicht, dass ich mir figürlich nicht ab und zu ein paar Extrakalorien gönnen könnte. Meine Schwiegermutter behauptet sogar hartnäckig, ich wäre zu dürr, aber mit ihren dreißig Kilo Übergewicht setzt sie natürlich andere Maßstäbe als ich. Ich schau lieber darauf, dass mein BMI sich in der Nähe von zwanzig bewegt, das Hüftgold kommt mit dem Wechsel ja ohnehin ungefragt.

»Naschereien können Frust sowieso nur kurzfristig lindern«, belehrte ich Lucy. »Süßes täuscht Wohlbefinden nur vor. Langfristig kann sogar das Gegenteil eintreten. Zu viel Zuckerkonsum kann zu Depressionen führen!«

»Ja, ja, Frau Lehrerin!«, lachte Lucy, die in der Zwischenzeit doch noch etwas hervorgekramt hatte. Nach dem weiß-gräulichen Film auf den Pralinen zu schließen, hatte die Bonbonniere schon mehrere Ferien hier verbracht.

»Du wirst das Zeug doch nicht essen wollen?«, fragte ich entsetzt.

»Wieso denn nicht?« Unbekümmert schob Lucy sich eine dieser antiken Pralinen in den Mund. »Dasch bischchen Weisch. Isch ja nur angelaufen.«

»Hast du denn auf das Ablaufdatum geachtet?«

»Natürlich«, feixte sie. »Gerade mal drei Monate drüber. Wasch scholl da schon schein? Keine Motten, kein Schimmel.« Zur Demonstration führte sie sich gleich noch eine Kugel zu Gemüte. »Hervorschüglisch. Mit Schnaps!«

»Schnaps im Dienst, Frau Kollegin?«

Wir waren so mit uns beschäftigt gewesen, dass wir das Kommen unseres Direktors ganz überhört hatten. Dabei war er eigentlich ein Typ, den man nur schwer überhören und noch schwerer übersehen konnte. Eins neunzig groß und mit einem geschätzten BMI von vierzig bot er seiner Basstimme einen gewaltigen Resonanzkörper. Wenn er im Erdgeschoss seine

Stimme erhob, konnte man ihn locker noch zwei Stockwerke darüber hören.

»Geistiges in homöopathischen Dosen, Wilfried!«, lächelte Lucy und hielt ihm die Schachtel hin. Ohne den verdächtigen Inhalt genauer zu prüfen, langte er zu und schenkte Lucy seinerseits ein joviales Lächeln. Dabei tropfte ihm bedauerlicherweise der Schnaps aus dem Mund und hinterließ eine hässliche braune Spur auf seiner lachsfarbenen Krawatte.

»Verdammt!«, entfuhr es ihm. »Ausgerechnet heute, wo doch die Hartmanová jeden Moment hier sein kann!«

»Was?«, riefen Lucy und ich unisono. »Und warum sagst du uns das erst jetzt, wenn sie schon im Anmarsch ist?« Mit seiner laschen Arbeitshaltung konnte Wilfried einen schon mal auf die Palme bringen.

»Das wollte ich euch ja gerade mitteilen«, verteidigte er sich ungehalten und riss sich die bekleckerte Krawatte vom Hals. Als ob wir schuld an seiner Fleckenmisere wären!

»Gib her«, bot ich ihm an. »Mit Seife geht das gut raus.«

Während ich vorsichtig an dem Fleck herumfummelte, erzählte er: »Sie ist zufällig in der Gegend und will uns einen Besuch abstatten. Ich soll ihr einen Stundenplan ausdrucken und jemanden organisieren, der mit ihrem Hündchen einstweilen Gassi geht.«

»Seit wann darf die denn unangekündigt erscheinen?« Ich war ehrlich entrüstet. Immerhin hatte man als Lehrer auch Rechte. Wolfram war seit Jahren Personalvertreter und Gewerkschaftsbeauftragter an unserem Gymnasium, als seiner Gattin konnte man mir so schnell nichts vormachen. Vor lauter Empörung hatte ich ein kleines Löchlein in Wilfrieds Seidenkrawatte gerubbelt.

Verstohlen strich ich die Stelle mit dem Daumennagel glatt. »Trocknen muss sie halt noch«, sagte ich und hängte ihm das Teil gleich selbst um, damit er es nicht näher betrachten konnte.

»Danke, Minerva«, brummte er. »Keine Ahnung, warum sie so plötzlich auftaucht, aber was soll ich machen? Sie wieder wegschicken? Immerhin ist sie unsere Anstaltsreferentin.« Er zupfte nervös an einem Ohrläppchen und strich sich das schütterere Haar glatt, beides untrüglige Zeichen, dass er etwas zu verbergen hatte. Mir konnte er nichts vormachen! Schließlich hatte ich für meinen

Krimi nicht umsonst ein Standardwerk über Verhörtechniken studiert.

»So what?«, fragte ich brüsk. »Deswegen muss sie sich auch an die Spielregeln halten!«

»Wenn du meine Meinung hören willst«, sagte er, »die will sich einfach zusätzliches Kilometergeld verdienen.« Wilfried zog seinen Krawattenknoten fest und verließ die Kaffeeküche so grußlos, wie er sie betreten hatte.

»Der verschweigt uns doch etwas!«, stieß ich verärgert hervor.

»Du musst mir helfen, Minner!«, stammelte Lucy. »Ich brauche unbedingt Konzepte für die nächsten drei Stunden. Ich war gestern ... Also, ich hatte einfach keine Zeit dafür. Bitte!« Ihr Blick suchte Trost. Schnell steckte ich die Bonbonniere in die Lade hinter mir und schob sie zu. Lucys Figur war, was sich aus den Reaktionen der männlichen Kollegen ablesen ließ, nachgerade perfekt – und so sollte es auch bleiben.

»Ich hab mir gedacht, ich zeige den Kids heute ein YouTube-Video, aber das geht ja jetzt wohl nicht«, murmelte sie verschämt.

»Ja, sicher«, erwiderte ich in beruhigendem Tonfall. Es war nicht das erste Mal, dass Lucy von mir Unterlagen wollte. In aller Eile ging ich meine sorgfältig zusammengestellten Jahrgangsmappen durch und suchte ihr drei Musterstunden heraus.

»Danke, Minner! Du hast mir das Leben gerettet!« Lucy war so erleichtert, dass sie mir um den Hals fiel. Leider war diese Erleichterung von kurzer Dauer.

Ein paar Stunden später holte ich eigenhändig die Pralinschachtel wieder aus der Lade, um Lucy wenigstens mit irgendetwas Trost spenden zu können. Ein schluchzendes Häuflein Elend, rotzte sie eine volle Packung Kleenex vom Tisch und konnte sich einfach nicht beruhigen. Bald hatte sich eine Männertraube um sie gebildet. Alle wollten sie trösten, Ratschläge wurden geflüstert.

»Beruhige dich doch!«, polterte Wilfried, der immer noch die Krawatte mit dem hineingerubbelten Loch trug, aber Lucy warf ihm nur einen bitterbösen Blick zu, sodass er sich wieder in sein Büro zurückzog.

Nachdem man an Lucy im Moment ohnehin nicht herankam,

die Mauer der sympathiebekundenden Männer war zu dicht, holte ich mir die nötige Information bei Lore.

»Was ist passiert?«

»Soweit ich das mitbekommen habe, hat die liebe Frau Inspektorin Lucy zur Sau gemacht«, meinte sie trocken. »Sie sei die miserabelste Pädagogin, die ihr je begegnet sei.«

»Hör mal, ich hab ihr meine Stundenvorbereitungen gegeben. Mit so genauen Anweisungen hätte sogar Wilfried eine Eins-a-Stunde hingelegt«, sagte ich.

»Das war auch nur ein Vorwand, wenn du mich fragst. Ihr Lebensstil passt ihr nämlich auch nicht. Wenn ich Lucy richtig verstanden habe, dann wirft sie ihr vor, dass sie ihre Lebenspartner wechselt wie andere die Unterwäsche, dass sie unpünktlich zum Unterricht kommt, dass ihre Röcke zu kurz sind und mit ihren Tattoos sei sie auch ein schlechtes Vorbild für die Mädchen. Das Zungenpiercing musste sie sich angeblich sofort rausnehmen.«

»Und was geht sie das an, hallo?« Ich war mehr als entrüstet. »Abgesehen davon würde mich interessieren, woher die Frau Inspektorin das alles so genau weiß.«

Es stimmte wohl, dass Lucy es mit dem Stundenbeginn nicht so genau nahm. Ich hatte schon mehrmals versucht, diesbezüglich auf sie einzuwirken. »Steh doch einfach zehn Minuten früher auf, das muss doch machbar sein«, hatte ich ihr geraten – mit mäßigem Erfolg. Ohne Weiteres konnte ich mir auch vorstellen, dass die Männer bei Lucy Schlange standen, aber wer hatte der Hartmanová das gesteckt?

»Tja, diese Leute haben ihre Informanten«, seufzte Lore.

»Und was passiert jetzt mit Lucy?«

»Angeblich hängt sie ihr ein Disziplinarverfahren an.«

»Damit kommt sie doch nicht durch, oder? Nur weil Lucy manchmal unpünktlich ist oder die Stunden nicht so toll waren? Und das andere darf sie doch überhaupt nicht gegen Lucy anführen!«

»Sollte man meinen«, sagte Lore. »Angeblich geht sie über Leichen.« Sie nahm die Brille ab und polierte sie an ihrem Blusenärmel sauber. »Kennst du Birgit?«

»Die Kollegin von der Fortbildung?«

»Genau die. Wir haben zusammen studiert, deswegen hab ich

auch privat noch Kontakt zu ihr. Sie hat mir einmal erzählt, dass sie so eine nette neue Schulleiterin bekommen hätten, engagiert, freundlich, fleißig. Ein paar Monate darauf ruft sie mich an und erzählt mir ganz erschüttert, dass die Frau den Hut geworfen hat, weil sie von Vladtka – also der Hartmanová – so gemobbt worden ist. Angeblich war sie auch nicht die Einzige. Vladtka war ja auch eine Zeit lang Direktorin, da soll sie auch einige Kolleginnen so vergrault haben, dass man sie schließlich in ein Team gesetzt hat, das Lehrpläne für slawische Sprachen entwickeln sollte.«

Lore räusperte sich, denn Wilfried hatte wieder seinen Kopf in die Kaffeeküche gesteckt. »Ich geh dann mal«, sagte er. »Richtet Lucy aus, dass wir morgen darüber reden, wenn sie sich wieder beruhigt hat.«

»Der Kapitän verlässt das sinkende Schiff!«, schimpfte ich. Lore zuckte mit den Achseln. »Mir geht er nicht ab – und Lucy wahrscheinlich auch nicht. Um auf Vladtka zurückzukommen. Ihre Teamfähigkeit und Kompetenz sollen auch nicht gerade olympisch sein. Ich kenne eine Kollegin, die mit ihr in diesem Team war. Die waren mit der Zeit so sauer auf sie, dass sie im Ministerium darum baten, Vladtka wieder abzurufen. Die Arbeitsteilung sah nämlich so aus, dass die Kolleginnen die Arbeit machten, und wenn es um die Präsentation ging, stellte Vladtka sich in die erste Reihe.«

»Wie kann sie dann bitte Inspektorin werden, wenn sie so inkompetent ist?«

»Sei doch nicht so naiv, Minnerl. Das eine hat doch mit dem anderen nichts zu tun. Nachdem sie nirgendwo erwünscht war, hat man sie eben hochgelobt – wie das in Österreich halt so üblich ist.«

»Sauerei!«, schimpfte ich. »Und da hat niemand etwas dagegen gesagt?«

»Sie wird eben sehr gute Beziehungen gehabt haben. Zu ihrem Glück ist damals nämlich gerade der Inspektorinnenposten für lebende Fremdsprachen frei geworden, und nachdem sie ein slowakisches Dolmetschdiplom hat, hat man ihr den Posten gegeben. Englisch kann sie auch leidlich, manche sagen ja, besser als Deutsch, und voilà!«

»Und Geografie? Warum Geografie?«

»Weil sie weit gereist ist? Keine Ahnung. Da musst du Wolfram fragen!«

Die Traube um Lucy war in der Zwischenzeit deutlich geschrumpft, nur Heiner trat noch schüchtern von einem Bein auf das andere und reichte Lucy bei Bedarf die Kleenex-Box. Lore bedeutete ihm, er solle sich zurückziehen, wir Frauen würden das schon machen. Enttäuscht drückte er mir die letzten Taschentücher in die Hand und ließ uns allein.

Lore öffnete eine Schranktür, zog eine Flasche Cognac aus einem Pappschuber und schenkte uns drei Gläser voll. Von dem Geheimversteck hatte ich bislang gar nichts gewusst.

»Gehört eigentlich dem Günther«, erklärte sie. »Er wird's verkraften!«

Nachdem wir alle drei einen Schluck genommen hatten, sah Lore Lucy scharf an.

»Und jetzt sagst du uns, was wirklich los ist. Da steckt doch mehr dahinter als moralisches Bedenken. Oder deine kurzen Röcke. Soweit ich weiß, sind deine Röcke bieder gegen das, was diese Frau trug, als sie sich den Hofrat geangelt hat.«

»Echt?« Lucy schnäuzte sich. »Erzähl!«

»Erst du!«, sagte Lore streng. Sie hatte Lucys Ablenkungsmanöver natürlich sofort durchschaut.

»Okay«, sagte diese gedehnt. »Es ist nämlich soooo. Vladtka hat erfahren, dass ich ein Verhältnis mit einem Kollegen hab – also, genau genommen einem verheirateten Kollegen. Sie sagt, es wäre schade um den Kollegen, und ich soll die Finger von ihm lassen. Daraufhin hab ich gemeint, dass sie das nichts angeht, und da ist sie dann ausfällig geworden. Was ich mir einbilde, ihre Autorität zu untergraben. Sie werde dafür sorgen, dass ich nichts mehr anstellen könne.«

»Das hat sie gesagt? Erlaube mal, wir leben schließlich im 21. Jahrhundert und nicht im Mittelalter!« Ich war schon wieder auf hundertachtzig. »Und Wilfried hat dazu gar nichts geäußert?«

»Den hat sie unter einem Vorwand hinausgeschickt.«

Lore hatte sich eine Zigarette angezündet. »Willst du auch eine, Lucy?«

Mich fragte sie erst gar nicht, sie wusste ja, dass ich ablehnen

würde. Erstens war Rauchen im ganzen Schulhaus strengstens untersagt, zweitens würde ich doch meinen Körper nicht einem solchen Giftzeug aussetzen. Stress hin oder her, langfristig löste Nikotin das Problem auch nicht.

Es überraschte mich keineswegs, dass Lucy das Angebot einer Zigarette annahm, sie handelte selten vorausblickend, aber von Lore hätte ich schon etwas mehr Vernunft erwartet. Ich öffnete das Fenster, um den Rauch hinauszulassen, hatte aber nicht das Herz, die beiden zurechtzuweisen.

»Und, ist er es wenigstens wert?«, fragte Lore.

»Wer? Was?«

»Na, dein Lover!«

»Ach so. Wenn ich das nur so genau wüsste!«, seufzte Lucy.

»Das musst du doch wissen!«, warf ich erstaunt ein. »Ich meine, immerhin gefährdest du damit eine Ehe. Weiß die Frau denn von dir? Sind Kinder im Spiel?«

»Nein, das nicht. Ich hab mir anfänglich auch gar nicht so viel dabei gedacht. Einmal ist keinmal, quasi. Und er hat das genauso gesehen. Aber dann ist er immer öfter vorbeigekommen. Seine Frau vernachlässigt ihn und so, wie das eben so geht.«

Ich hatte keine Ahnung, wie das eben so ging, und bemerkte das auch prompt.

»Was würdest denn du an meiner Stelle tun, Minnerl?«

Die Frage traf mich unerwartet. »Als gehörnte Ehefrau oder als Geliebte?«

»Na, als Geliebte natürlich, wo denkst du hin!«

»Dann ist die Antwort einfach«, erwiderte ich. »Ich hätte kein Verhältnis mit einem verheirateten Mann. Ich bin ein gebranntes Kind, Lucy. Meine Eltern haben sich scheiden lassen. Mama hat uns wegen eines anderen Kerls verlassen. Das war hart, glaub mir das!«

»Das wusste ich nicht, tut mir leid!«, flüsterte Lucy. »Du meinst also, ich sollte ihn aufgeben?«

Ich kannte den jungen Mann zwar nicht, aber bei Ehebrechern war natürlich Skepsis angebracht.

Warum hatte er überhaupt geheiratet? War ihm schon mal der Gedanke gekommen, dass er seine Frau tief verletzte? Und war Lucy vielleicht nur ein abwechslungsreiches Spielzeug für ihn, das

sein Ego stärken sollte, eine Trophäe, mit der er am Stammtisch prahlte?

»Ich bin keine Eheberaterin, Lucy«, sagte ich. »Aber du bist jung. Warum suchst du dir nicht einen netten jungen Mann, der nur dich alleine liebt? Einen, der dich auf Händen trägt – wie Heiner zum Beispiel.«

»Heiner?«

Auch Lore sah mich erstaunt an.

»Na, dass er ein Auge auf dich geworfen hat, sieht ein Blinder.« Es wunderte mich, dass sie das nicht bemerkt hatte.

»Nett ist er ja, da hast du recht«, überlegte Lucy. »Sieht auch ganz passabel aus, ein bisschen blass vielleicht. Bloß – verliebt bin ich nicht in ihn.«

»Ach was, das kann ja noch werden!«, sagte ich überzeugt. »Es käme halt auf einen Versuch an.«

»Wie soll ich denn wissen, ob er der Richtige ist? Wie hast du denn erkannt, dass es Wolfram sein muss und kein anderer?«

Ich lachte. »Es passte einfach alles. Wir wussten es beide.«

»Liebe auf den ersten Blick? Das wünschte ich mir auch«, seufzte Lucy.

Lore hob die Augenbrauen und sah mich fragend an.

»Und wie war das mit Vladtkas kurzen Röcken?«, fragte ich. Ein pures Ablenkungsmanöver, um diesem entwaffnenden Blick zu entgehen. Lore grinste. »Ich selbst kannte sie damals noch nicht, aber man sagt, sie wäre am Gürtelstrich nicht aufgefallen, was ich mir gut vorstellen kann. Kurze Röckchen und hochhackige Schlapfen hatten viele Ostbräute damals. Das ist manchen Damen sauer aufgestoßen, den Männern hat es aber offensichtlich gefallen.«

Lore steckte sich ihre Zigarettenpackung wieder ein. »Ich fahr jetzt, ich habe Hunger!«

»Meine Güte – Wolfram!« Ich hatte meinen Mann völlig vergessen. Wahrscheinlich wartete er schon seit einer halben Stunde im Auto auf mich.

»Der ist schon vor längerer Zeit wutentbrannt abgefahren«, informierte mich Lore trocken.

»Was? Ohne mir Bescheid zu geben?«

»Komm, ich fahr dich heim, dann erzähl ich dir, was ihn so verärgert hat.«

Auch Lucy hatte sich erhoben. »Danke für eure Hilfe!«, sagte sie.

»Lass erst einmal ein bisschen Gras über die Sache wachsen. Auch eine Vladtka muss sich an die Gesetze halten«, erklärte ich mit Nachdruck. Ganz überzeugt war ich allerdings selbst nicht davon.

Untermenschen

Was sind Lehrer doch für Untermenschen. Manipulierbar wie ihre unmündigen Schüler, nur dass sie glauben, es besser zu wissen. Ihre angestrebte Bildung versperrt ihnen wie verkehrte Scheuklappen die Sicht auf den geradlinigen Weg. Bilden sich allerhand ein und wissen doch nichts vom Leben. Wenn man mitleidig wäre, könnte man sagen, arme Würmer, müssen sie doch unsere zukünftigen Erhalter positiv prägen und erliegen dann selbst ihren lähmenden Doktrinen. Gehorsam. Anpassung. Ehre. Mit diesen überholten Werten wird es niemand weit bringen. Wer soll unsere Länder führen, wenn man ihre potenzielle Elite von Schwächlingen zu verzärtelten Weichlingen erziehen lässt?

In der Provinz ist es ja noch schlimmer als in der Stadt. Angefangen mit unterbemittelten Führungskräften. Durch eine riesige Portion Selbstbetrug schaffen es solche Typen immer wieder, sich einzureden, man habe sie wegen ihrer pädagogischen Qualitäten ernannt und nicht, weil man artige Buckelwale so schön gefügig machen kann. Wie der Kleine. Bildet sich wahrscheinlich ein, ich hab ein Auge auf ihn geworfen. Lachhaft. Dienen wird er mir müssen, jawohl. Er will was von mir, also soll er sich gefälligst ranhalten. Und wenn ich ihn einmal am Haken habe, wird er zappeln, wie all die erbärmlichen Kreaturen vor ihm. Ich werde auch ihn aussaugen und in meine Sammlung blutleerer Marionetten aufnehmen.